

Wilhelm Pleyer. Aber wir grüßen den Morgen. Verlag Welsermühl, Starnberg am See, 1953, Ganzleinen, 360 Seiten, DM 9.80.--

Gegenüber den zahlreichen Romanen und Berichten, in denen sich das Schicksal deutscher Soldaten im zweiten Weltkrieg spiegelt, oft freilich gebrochen durch willkürlich dazwischen geschobene Prismen, fehlt es, abgesehen von dokumentarischen Sammelbänden, noch sehr an bemerkenswerten Erlebnis-schilderungen jener Qualen, die von den Siegern nach dem Krieg hilflosen Deutschen auferlegt wurden. Schon deshalb verdient Pleyers Buch mit dem lyrischen Titel hervorgehoben zu werden, denn er erzählt darin, wie er mit Frau und Kindern der böhmischen Heimat entflohen, bald darauf in Bayern von dem aus Pilsen stammenden CIC-Offizier Roubitschek den Tschechen, die ihn gar nicht angefordert hatten, ausgeliefert wurde - es gab Prämien dafür - und dann in Prager Kerkern das Los der Rechtlos gewordenen teilte, ehe man ihn, niemals verhört, nach schier endlosen Monaten wieder über die Grenze zurückstieß. Wenn sich einem Dichter solches aufbürdet, darf er sich beauftragt fühlen, das Erlittene der Nachwelt auszusagen.

Dem tschechischen Volksraum gebührt ein Platz in der Weltgeschichte, weil sich auf ihm zweimal, in der Hussitenzeit und 1945, langandauernde, von großen Massen mit Lust verübte Greuelthaten abspielten, deren Beispiellosigkeit man erst begreift, wenn sie ins Verhältnis zu anderen Größen gesetzt werden. Wäre es den Deutschen eingefallen, an der eigenen Zahl gemessen so viele Franzosen zu vertreiben, wie es die Tschechen mit den Deutschen taten, so läge Frankreich menschenleer. Hätten sich die Franzosen den Deutschen gegenüber auf solche Weise unterfangen, so lebte zwischen Main, mittlerer Donau und Alpen, Straßburg und Wien keine einzige Seele. Wird der Vergleich hinsichtlich der Ermordeten ergänzt, so sind die Ergebnisse nicht weniger schauerlich, wobei die bestialische Art des Tötens besonders zu erwähnen wäre, und man müßte dann zugeben, daß angesichts der Taten der Beneschleute alles Ähnliche verblaßt, dies umso mehr, als man schöpferische Leistungen dagegen nicht aufrechnen kann. ~~Der Vergleich ist nicht nur einseitig, sondern auch unvollständig.~~

Nun aber vergegenwärtige man sich das Grauen dessen, der dieser Wildheit kaum entflohen wieder in sie hineingezerrt wird; vergegenwärtige sich die abgründige Groteske, daß sich das Unmenschliche inzwischen zur bürokratischen Tüftelei verwandelte, die einerseits unverändert munter weiterhenkt, andererseits die auch ihr schuldlos erscheinenden Opfer wie Pleyer ohne Urteil als Arbeitsklaven ausnützt; und man vergegenwärtige sich die schriftstellerische Aufgabe, dies erlebt zu haben und es nun so zu schildern, daß beide Züge der Prager Blutwelt, das Infernalische und Bedientenhafte, ständig ebenso plastisch hervortreten wie die erschütternde Tragik der Deutschen, an denen sich Größenwahnwitzigen eines sehr kleinen Volkes ergötzen! Ein Stoff, der nach einem Dante oder Grimms-hausen ruft.

Pleyer stand seinen bitteren Erlebnissen noch sehr nahe, als er sie schilderte. Er bemüht sich, stets sachlich zu bleiben, was ihm gelingt, wobei doch jedes Wort, jedes Verschweigen, jede Betonung sein Wesen erkennen läßt. Die Anstrengung, objektiv zu sein, macht die Sprache des Buches etwas starr, vergleichbar jener Gefühls lähmung, die dem Soldaten in schweren Kämpfen gnädig hilft.

Die verwirrend vielen Personen, denen er begegnet, die Düsternis der Knechtung, die Geschehnisse der Haft, sie gleiten dahin grau in grau, ein zäher Strom des Leidens, das nie aufschreit, aus dem sich das Einzelne kaum emporhebt und ohne Farbigkeit fortgleitet, wenn man von etlichen dichterisch erfaßten Szenen absieht wie jener ans Herz greifenden, in der die Wildtaube geschlachtet wird, um die hungernden Kinder zu sättigen.

Pleyers politisches Urteil bewährt sich klar, sicher und überzeugend. Dadurch gewinnt das Buch den Rang einer gültigen Auseinandersetzung mit dem, was von Deutschen und an den Deutschen und Europa verbrochen wurde. Die vom Stoff angebotene Möglichkeit, ihn so unmittelbar anschaulich zu gestalten, daß sich ~~das~~ Lebensgemälde einer unheimlichen Geschichtsminute zusammenfügt, wurde nur stellenweise wahrgenommen. Indessen sei dies kein Einwand gegen das Buch, das als wichtiges Zeugnis aus unserer Epoche schon deshalb wertvoll ist, weil es eine Fülle von Begebnissen und Einsichten vor der Vergessenheit rettet.

H.Z.

Wilhelm Pleyer. Aber wir grüßen den Morgen. Verlag Welsermühl, Starnberg am See, 1953, Ganzleinen, 360 Seiten, DM 9.80.-

Gegenüber den zahlreichen Romanen und Berichten, in denen sich das Schicksal deutscher Soldaten im zweiten Weltkrieg spiegelt, oft freilich gebrochen durch willkürlich dazwischen geschobene Prismen, fehlt es, abgesehen von dokumentarischen Sammelbänden, noch sehr an bemerkenswerten Erlebnis-schilderungen jener Qualen, die von den Siegern nach dem Krieg hilflosen Deutschen auferlegt wurden. Schon deshalb verdient Pleyers Buch mit dem lyrischen Titel hervorgehoben zu werden, denn er erzählt darin, wie er mit Frau und Kindern der böhmischen Heimat entflohen, bald darauf in Bayern von dem aus Pilsen stammenden CIC-Offizier Roubitschek den Tschechen, die ihn gar nicht angefordert hatten, ausgeliefert wurde - es gab Prämien dafür - und dann in Prager Kerkern das Los der Rechtlos gewordenen teilte, ehe man ihn, niemals verhört, nach schier endlosen Monaten wieder über die Grenze zurückstieß. Wenn sich einem Dichter solches aufbürdet, darf er sich beauftragt fühlen, das Erlittene der Nachwelt auszusagen.

Dem tschechischen Volksraum gebührt ein Platz in der Weltgeschichte, weil sich auf ihm zweimal, in der Hussitenzeit und 1945, langandauernde, von großen Massen mit Lust verübte Greuelthaten abspielten, deren Beispiellosigkeit man erst begreift, wenn sie ins Verhältnis zu anderen Größen gesetzt werden. Wäre es den Deutschen eingefallen, an der eigenen Zahl gemessen so viele Franzosen zu vertreiben, wie es die Tschechen mit den Deutschen taten, so läge Frankreich menschenleer. Hätten sich die Franzosen den Deutschen gegenüber auf solche Weise unterfangen, so lebte zwischen Main, mittlerer Donau und Alpen, Straßburg und Wien keine einzige Seele. Wird der Vergleich hinsichtlich der Ermordeten ergänzt, so sind die Ergebnisse nicht weniger schauerlich, wobei die bestialische Art des Tötens besonders zu erwähnen wäre, und man müßte dann zugeben, daß angesichts der Taten der Beneschleute alles Ähnliche verblaßt, dies umso mehr, als man schöpferische Leistungen dagegen nicht aufrechnen kann. ~~Wiederum ist das Schicksal der Deutschen, die in der Tschechien verbliebenen, nicht zu vergessen.~~

Nun aber vergegenwärtige man sich das Grauen dessen, der dieser Wildheit kaum entflohen wieder in sie hineingezerrt wird; vergegenwärtige sich die abgründige Groteske, daß sich das Unmenschliche inzwischen zur bürokratischen Tüftelei verwandelte, die einerseits unverändert munter weiterhenkt, andererseits die auch ihr schuldlos erscheinenden Opfer wie Pleyer ohne Urteil als Arbeitsklaven ausnützt; und man vergegenwärtige sich die schriftstellerische Aufgabe, dies erlebt zu haben und es nun so zu schildern, daß beide Züge der Prager Blutwelt, das Infernalische und Bedientenhafte, ständig ebenso plastisch hervortreten wie die erschütternde Tragik der Deutschen, an denen sich Größenwahnwitzigen eines sehr kleinen Volkes ergötzen! Ein Stoff, der nach einem Dante oder Grimms-hausen ruft.

Pleyer stand seinen bitteren Erlebnissen noch sehr nahe, als er sie schilderte. Er bemüht sich, stets sachlich zu bleiben, was ihm gelingt, wobei doch jedes Wort, jedes Verschweigen, jede Betonung sein Wesen erkennen läßt. Die Anstrengung, objektiv zu sein, macht die Sprache des Buches etwas starr, vergleichbar jener Gefühls lähmung, die dem Soldaten in schweren Kämpfen gnädig hilft.

Die verwirrend vielen Personen, denen er begegnet, die Düsternis der Knechtung, die Geschehnisse der Haft, sie gleiten dahin grau in grau, ein zäher Strom des Leidens, das nie aufschreit, aus dem sich das Einzelne kaum emporhebt und ohne Farbigkeit fortgleitet, wenn man von etlichen dichterisch erfaßten Szenen absieht wie jener ans Herz greifenden, in der die Wildtaube geschlachtet wird, um die hungernden Kinder zu sättigen.

Pleyers politisches Urteil bewährt sich klar, sicher und überzeugend. Dadurch gewinnt das Buch den Rang einer gültigen Auseinandersetzung mit dem, was von Deutschen und an den Deutschen und Europa verbrochen wurde. Die vom Stoff angebotene Möglichkeit, ihn so unmittelbar anschaulich zu gestalten, daß sich ~~das~~ Lebensgemälde einer unheimlichen Geschichtsminute zusammenfügt, wurde nur stellenweise wahrgenommen. Indessen sei dies kein Einwand gegen das Buch, das als wichtiges Zeugnis aus unserer Epoche schon deshalb wertvoll ist, weil es eine Fülle von Begebnissen und Einsichten vor der Vergessenheit rettet.

H.Z.

Joachim von Kürenberg. Carol II. und Madame Lupescu. Athenäum-Verlag, Bonn, 1952, Ganzleinen, 16 Lichtbilder, 242 Seiten, DM 12.-

Das Buch schildert nicht nur die Schicksale Karls II. und seiner Mätresse, sondern die rumänische Königsgeschichte von Karl I. bis in unsere Tage. Ein wirklicher Kenner Rumäniens liest es mit zwiespältigen Gefühlen. Der Verfasser lebte vermutlich eine Zeitlang in Bukarest und hatte dabei Einblick in die Zustände bei Hof, weniger aber in die des Landes. Mit geschichtlichen Ereignissen springt er manchmal seltsam um, so wenn er z.B. erzählt, daß an Stelle des abgedankten Königs Michael Sowjetkommis-sare traten, die "auch den Marschall Antonescu" absetzten und grausam hinrichteten. Die Deutschen Rumäniens hält er allesamt für Schwaben. Und wenn er schon so stillos ist, in einem deutschen Buch Städte nicht mit ihrem deutschen Namen anzuführen, so sollte er wenigstens die rumänische Rechtschreibung beachten. Königin Elisabeth heißt er Elisaveta, Konstantin, den griechischen Herrscher, Konstantinos, warum dann aber Königin Helene nicht Helena?

Das ~~das~~ Buch ist gar locker hingeworfen. Auf einem Bild wird Ferdinand als Karl I. bezeichnet. Andererseits ist nicht zu leugnen, daß Kürenberg